Nr. 41.

Tendenz.
Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und industriellen Verhältnisse und jener des Auslandes. Organ für jeden Vaterlandsfreund, Ansichten und Wünsche über heimische Institutionen und vaterländische Interessen mit bescheidener Freimüthigkeit kund zu thun. Der Literatur und Unterhaltung ist ein Theil unserer Spalten gewidmet.

Deutsches Bürgerblatt.

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Preis.
Erscheint wöchentlich zwei Mal, am Dienstag und Freitag. Vierteljährlich bei der Expedition 17½ Sgr., bei den Postanstalten im Umfange des preuß. Staates (sowie im deutschen Buchhandel, vierteljährl. 25 Sgr.; außerhalb des preußisch. Staates wird der Preis bei der Post etwas erhöht. Die Einrückungsgebühren betragen per Zeile 1 Sgr. od. 3½ Kr.

Siegen, den 21. Mai 1844.

Uebersicht.

Die Missionen der evangelischen Kirche. 1. Ihr Umfang. In Sachen Dr. Graff und Dr. Stegmayer gegen Hofgerichtsrath Georgi.
Vaterländische Zustände: Die neue Gewerbeordnung. — Der Märtyr im Fürstenthum Birkenfeld, Amt Oberstein.
Zur Literatur und Unterhaltung: Lieder von Felicia Hemans. Uebertragen von Otto von Wenckstern. Die Stimme des Windes. — Eduard Westburg, oder die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelds. (Fortsetzung.) Achtes Kapitel. — Skizzen aus Kohl's Reisen in Schottland (Fortsetzung.): 5. Das Schlafkabinet von Maria Stuart. — Literatur-Bericht. — Mannigfaltiges.
Literarischer Anzeiger. Bekanntmachungen und Anzeigen.

△ Die Missionen der evangelischen Kirche.

1. Ihr Umfang.

Siegen, den 20. Mai.

In der Reformationszeit hatte die evangelische Kirche noch zu viel zu thun, sich selbst im Innern Freiheit zu verschaffen, als daß sie daran hätte denken können, das Christenthum in die entfernteren Gegenden zu verbreiten. Die folgende Zeit ging auf in dogmatischen Streitigkeiten. Erst mit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erwachte ein innigeres Christenthum, und mit dem Anfang des achtzehnten gingen die ersten Missionäre von Halle nach Ostindien, um unter dänischem Schutze die christliche Lehre zu predigen. Unmittelbar nach ihrer Stiftung begann die Brüdergemeinde der Sache der Mission sich anzunehmen; in den übrigen evangelischen Gemeinden fand sie aber erst nach langer Zeit, als die Stürme der Zeit einen lebendigeren Glauben angeregt hatten, Nachfolge. Am großartigsten waren die Anstalten in England, aber auch die Niederlande blieben nicht zurück, und die Vereine von Berlin, Basel, Barmen verzweigten sich über ganz Deutschland. Man zählt gegenwärtig 33 größere selbständige Missionsgesellschaften, welche über eine jährliche Einnahme von etwa 9 Millionen Gulden zu gebieten haben.

Nachdem der edle norwegische Prediger Hans Egede bereits 11 Jahre vergebens auf Grönland unter unsäglichen Bedrängnissen thätig gewesen war, schickte die Brüdergemeinde 1732 ihre Missionäre nach diesem unwirthlichen Lande ab. Ihrem fortgesetzten Eifer gelang es, vier Gemeinden zu gründen, deren Seelenzahl 2000, ein Drittel der ganzen Bevölkerung umfaßt, und die Bekehrten dem äußeren Elend und der sittlichen Verdumpfung zu entreißen. Gleich glücklich war ihre Wirksamkeit unter den Indianern Amerikas; sie fanden ein sittlich starkes und geistig gewandtes Geschlecht vor, sahen aber ihr edles Werk überall von der rohen Habsucht der europäischen Bewohner der Vereinigten Staaten gefährdet. Auch der Neger auf den westindischen Inseln nahm sich die Brüdergemeinde an. Hier hatte sie einen schwierigen Kampf gegen die durch die traurige Knechtschaft beförderte geistige Stumpfheit und gänzliche sittliche Verwahrlosung der Neger, so wie gegen die feindselige Rohheit der Pflanzer; aber im Vereine mit den ungeheuern Opfern, die England der Sache der Sklavenemanzipation darbrachte und die sich auf 30 Millionen Pfund belaufen, gelang es endlich, viele Tausende von Negern dem Christenthume und damit einem sittlichen Leben zu gewinnen. Ebenso wie in Amerika ist die evangelische Kirche in Afrika nicht unthätig gewesen. Vom Kap der guten Hoffnung aus gingen die Missionen zu den Hottentotten, und obgleich der niedrige Krämergeist der holländischen Kompagnie für längere Zeit die Sache aufhielt, sind doch jetzt überall christliche Schulen angelegt, welche die Hottentotten aus einem thierisch dumpfen, schmutzigen, sinnlichen zu einem gesitteten, ordnungsliebenden Volke gemacht haben. Ebenso hat das Christenthum seinen veredelnden Einfluß auch unter den Buschmännern, auf die man sonst mit der Kugelbüchse wie auf wilde Thiere Jagd machte, nicht verleugnet. Noch überraschender sind die Erfolge unter den Kaffern, einem wilden, kriegerischen Geschlechte, welche durch die Hinterlist europäischer Handelsleute zu einem grausam räuberischen Leben verleitet war; zahlreiche Stationen sind bei ihnen errichtet, deren Schüler durch ernst sittlichen Wandel wohlthätig auf die Kultur der Nation einwirken. Am schwierigsten ist bis jetzt das Werk in Guinea gewesen. Hier existiren drei Kolonieen, in Sierra Leona, in Liberia und auf der Goldküste, aber wegen der außerordentlichen sittlichen Zerrüttung und Kraftlosigkeit der Neger, des tödtlichen Klimas, des nach Innen noch mehr als nach Außen ausgebreiteten Sklavenhandels sind nur mit geringem Erfolge bisher die mühevollen Arbeiten der Europäer gekrönt, und die letzte Nigerexpedition, von der man so viel erwartete, mißglückte bekanntlich gänzlich. Erst der glückliche Gedanke der Baseler Missionsgesellschaft, freie christliche Neger aus Westindien einzuladen, ihren Missionären in Afrika beizustehen, und die Bereitwilligkeit, mit der dieser Aufforderung gefolgt wurde, scheint in jenen Gegenden dem Christenthum einen festen Boden zu bereiten. Gehen wir nach Asien über, so erblicken wir ein schon reicher angebautes Feld. Ostindien, dessen Bewohner, wie der Kundige einräumt, geistig und sittlich durch politische Verhältnisse, besonders aber durch das Kastenwesen und die mit demselben innig zusammenhängenden religiösen Institutionen, erschlafft sind und wie man sehr wahr gesagt hat, nur noch ein Pflanzenleben leben, kann nur durch das Christenthum zu größerer sittlicher Energie erhoben werden. Seit dem vorigen Jahrhundert ist es ein Zielpunkt der Gesellschaften, und auf beiden Seiten der Halbinsel bestehen etwa 150 Stationen. Die Hindernisse waren hier eigenthümlicher Art; es bildeten sich aus kaufmännischen Rücksichten sogar Vereine gegen das Christenthum, durch Bestechungen und Drohungen suchte man bekehrte Hindus zur Rückkehr zu bewegen, und auch die Kompagnie zeigte sich lange Zeit aus niedrigem Eigennutz, indem sie von dem gräulichsten Aberglauben Einkünfte bezog, feindselig. Trotzdem breitet sich das Christenthum immer weiter aus und hat auch da, wo es noch nicht Eingang gefunden, auf Abschaffung mancher Greuel, wie des Kindesmordens und der Wittwenverbrennung, eingewirkt und dem weiblichen Geschlecht eine gerechtere Stellung verschafft. Hinterindien, welches in mehrere despotisch regierte Staaten zerfällt, war öfters von katholischen Missionären besucht; mehrfache blutige Verfolgungen, in denen dieselben mit bewundernswerther Standhaftigkeit ausharrten, haben aber fast alle ihre Arbeiten vernichtet, und erst seit Kurzem, seit die englische Regierung festen Fuß dort faßte, hat die evangelische Kirche von Singapor aus ihre Thätigkeit begonnen. Das Volk Chinas, wenn auch in Dingen des äußerlichen Lebens bedeutend kultivirt, dennoch sittlich gesunken, geistig starr, von lächerlichem Hochmuth erfüllt und aller religiösen Ideen baar, ist mit einem Male der Kultur Europas und dem Christenthume geöffnet, aber eben diese geistige Leere, dieser Dünkel auf ihre Bildung, diese entnervende Sittenleere, die nichts als ein Komplimentirbuch ist, die Feindschaft der Regierung und die ungemeine Schwierigkeit sind Hindernisse, die sich nur langsam werden bewältigen lassen, und es ist bekannt genug, wie viele Märtyrer die katholische Kirche dort aufzuweisen hat. Der glückliche Erfolg der englischen Expedition wird das Werk, welches durch Morrison und Gützlaff unausgesetzt betrieben ist, unendlich fördern, und hatte bisher der Verkehr mit Europa auch nur den Fluch des Opiums gebracht, so wird er im Verlauf der Zeit, unterstützt von den Missionen, auch seinen sittlichenden Einfluß nicht verleugnen. Von diesem Gesichtspunkte haben namentlich die englischen Missionsgesellschaften die Sache angesehen, und mit welcher tiefen Begeisterung der Gedanke aufgenommen ist, davon ist dies ein Zeugniß, daß ein Unbekannter 40,000 Thaler für die chinesische Mission hergab. In Persien und Kurdistan sind bisher die Missionäre nur unglücklich gewesen, wie denn überhaupt der Islam gegen das Christenthum viel verschlossener ist, als das Heidenthum, aus natürlichen Gründen, da der Fanatismus, den er einflößt, den Ernst religiösen Nachdenkens zerstört. Aber auch diese Länder werden bei den politischen Bewegungen, in die sie in nicht allzulanger Zeit werden hineingerissen werden, dem Lichte des Christenthums geöffnet werden, wenn sie nicht vorher schon von der neuen Mission zu Jerusalem aus mit den welterobernden Lehren bekannt gemacht sind. Die größten Siege hat in neuerer Zeit das Christenthum in Australien gefeiert; der eine der zwei Hauptstämme, die Malaien, ist nämlich fast ganz innerhalb eines Menschenalters christianisirt; die Gesellschafts-, die Sandwich-, die Freundschaftsinseln zählen ganz christliche Staaten, ganz Neuseeland wird in Kurzem bekehrt sein. Aber gerade diese Missionen haben mancherlei übele Nachrede erfahren, man hat gesagt, daß die naive Unschuld vernichtet, Fanatismus eingekehrt, daß das Missionswesen ein hierarchisches Werk sei. Jedoch diese übelen Nachreden sind durch unparteiische Berichte, nicht von Missionären, sondern von Seefahrern widerlegt; als naive Unschuld hatte man gerühmt, was doch nur die offenste Unsittlichkeit, als dumpfen Pietismus verdammt, was nur das Zeichen einer sittlicheren Gesinnung war; von einer hierarchischen Selbstsucht hatte man da gesprochen, wo der Grund des Unternehmens als von Privaten ausgehend, an hierarchische Zwecke gar nicht denken ließ, und Verleugnung aller irdischen Bequemlichkeit dazu gehörte, einem so mühevollen Dienste sich zu unterziehen. Die neuesten politischen Ereignisse haben uns mit den Erfolgen der evangelischen Missionen in der Südsee, in Bezug auf die innere Verwaltung der Inseln, näher bekannt gemacht.

Hiermit beenden wir den authentischen Bericht über die Wirksamkeit der evangelischen Missionen außerhalb Europas, wobei wir die neueste und gediegenste Schrift über diesen Gegenstand, von Professor Klumpp, zu Grunde legten, von einem Gelehrten, der durch seine Fachwissenschaft, kann man sagen, schon vor unkritischem Glauben geschützt ist. Es bleibt uns noch übrig zu erwähnen, daß sich seit einigen Dezennien auch ein lebendiges Interesse für die Verbreitung des Christenthums unter den

Juden gezeigt und Missionsanstalten zu diesem Zwecke in Glasgow, Berlin, Dresden, London u. s. w. gebildet haben. Denn so wie die Gerechtigkeit die politische Emanzipation dieses Volkes dringend heischt, so ist seine Emanzipation aus den Banden des verknöchernden Talmud noch nothwendiger. Das Christenthum, gegen welches sie überhaupt wegen der Verfolgungen, die seine Bekenner über sie verhängt haben, feindlich gesinnt sind, kann ihnen in seiner wahren Kraft durch das Leben nicht erkennbar sein, da ja die gemeine Denkungs- und Handlungsweise so unzählig Vieler durch diese Kraft noch bewältigt werden muß, diese können sie erst in seinen Lehren begreifen und daraus die stille, aber gewaltige Wirksamkeit, mit der es die Menschheit veredelnd den Gang der Geschichte begleitet.

☼ In Sachen Dr. Graff und Dr. Stegmayer gegen Hofgerichtsrath Georgi.

Der Prozeß Weidig ist um zwei neue Aktenstücke reicher geworden. Die beiden Aerzte Medizinaldirektor Dr. Graff und geheimer Medizinalrath Dr. Stegmayer haben als Entgegnung auf die Georgi'sche „Erwiderung" an Welker ihre „Einige Worte zur Beurtheilung des Wahnsinnes überhaupt und des Säufer-Wahnsinnes insbesondere in medizinisch-gerichtlicher Beziehung" erscheinen lassen und darin darzuthun versucht, daß sowohl ihre scheinbar widersprechende Angabe über den Geistes- und Krankheitszustand des damals in Untersuchungshaft befindlichen Studenten Minnigerode in innerem Einklang ständen und richtig seien, als auch daß der Hofgerichtsrath Georgi am 30. Januar 1837 und den folgenden Tagen wirklich an dem Säuferwahnsinn, dem delirium tremens potatorum, gelitten habe.

Hiergegen hat Georgi eine Erklärung unter dem Titel: „Kurzgefaßter Beitrag zur Erkenntniß eines geheimen Medizinalprozesses" veröffentlicht, welche in der vorigen Nummer d. Bl. mitgetheilt war, und worin er theils seine Beschuldigung der widersprechenden Bescheinigungen über den Studiosus Minnigerode wiederholt, theils den ihm vorgeworfenen Säuferwahnsinn von sich abzuwälzen sucht; endlich verspricht er, „in einer besondern aktengemäßen Abhandlung das ganze Sein dieser Autoren (der beiden Aerzte) demnächst vor dem Publikum in's Licht zu stellen."

Wir haben also nicht nur zwei neue Schriften erhalten, sondern auch noch die Verheißung einer dritten. Nimmt man hierzu noch die von dem hessischen Hofgerichtsrath Nöllner vorbereitete aktenmäßige Darlegung der Prozeßgeschichte und die von dem Dr. Wilhelm Schulz, dem Verfasser des „Tod des Pfarrer Weidig", schon wieder hiergegen versprochene Antwort, so muß man billig erstaunen, zu welchem Umfang die Verhandlungen bereits gediehen sind und voraussichtlich noch gedeihen werden.

So rächt sich denn die Heimlichkeit, indem sie in ihr äußerstes Extrem, in die unbedingteste Oeffentlichkeit, umschlägt. Weidig, der Name eines Mannes, der während seines Lebens nur ein sehr lokales Renomee hatte und der sonst in unserm deutschen Vaterland Niemanden, der nicht etwa die „aktenmäßige Darlegung" der Bundeszentralbehörde gelesen hatte, nur im Geringsten bekannt war, dieser Name bekommt nach dem Tode seines Trägers einen lauten, weitverbreiteten Klang, er wird das Feldgeschrei einer Partei und weckt in allen Herzen, wenn auch widersprechende und abweichende, jedenfalls doch lebhafte Gefühle. Der Leichnam, der seit sieben Jahren tief unten in den verborgenen Meerestiefen geruhet, der von den wenigen, die ihn kannten, wohl schon vergessen war, und über den das bunte Leben in seinen kalten, theilnahmlosen Wellen und Strömungen unbekümmert wegrauschte, erhebt sich zum Tageslicht zum Entsetzen der Lebenden. Und was mit ihm begraben war, das kommt auch Alles hervor, um Zeugniß abzulegen. Leider aber ist Alles durch die Länge der Zeit vermodert und verwischt, nur Weniges ist uns klar, von Manchem können wir nie Gewißheit hoffen, und von Vielem müssen wir noch von der nächsten Zukunft Aufklärung erwarten. Wir haben hier zwar eine Oeffentlichkeit, aber eine verspätete, posthume, vermoderte Oeffentlichkeit. Sie rächt sich an der Heimlichkeit, aber sie kann uns für die wahre Oeffentlichkeit nicht entschädigen.

Betrachten wir nun die Entwickelung, welche die Verhandlungen über den Prozeß Weidig genommen haben, so können wir uns es nicht verhehlen, daß die Debatten früher mehr einen allgemein ansprechenden, in rein menschlicher, wie in nationaler Hinsicht ergreifenderen Charakter trugen, während sie sich jetzt in das rein Persönliche, zu Ausbrüchen der gegenseitigen Gereiztheit zweier Mediziner und eines Beamten herabgesenkt haben. Früher fragte es sich: öffentliches und mündliches oder heimliches und schriftliches Verfahren? Inquisitions- oder Anklage-Prozeß? — Jetzt aber lauten die Fragen ganz anders, jetzt heißt es: Haben die Großherzoglich Hessischen Aerzte, die Herren Doktoren Medizinal-Direktor Graff und geheimer Medizinalrath Stegmayer, falsche Attestationen über den Krankheitszustand des Studiosus Minnigerode ausgestellt oder nicht? und: Hat der Großherzoglich Hessische Hofgerichtsrath Georgi am 30. Januar 1837 und den folgenden Tagen an dem delirium tremens potatorum gelitten oder nicht?

Aber gerade diese widerlichen Persönlichkeiten werden in unserer Tagespresse fast mehr beachtet und besprochen als das Prinzip. Wie mir versichert wird, liest man in dem Großherzogthum Hessen die Schrift der beiden Aerzte viel mehr und eifriger, als den „Tod des Pfarrer Weidig". Obgleich jene, trotz ihres verallgemeinernden Titels, nichts zum Gegenstand hat, als reine, zum Theil kleinliche Persönlichkeiten, denen kaum der merkwürdige Kriminalprozeß, mit dem sie zusammenhängen, einiges Relief zu geben vermag, während dagegen das Buch des Dr. W. Schulz den wichtigsten Inhalt und die kunstreichste Darstellung in sich vereinigt, und zudem ja auch noch gar in Hessen — verboten ist!

Wir müssen freilich diese persönlichen Episoden der großen ganzen Verhandlung mithinnehmen und beachten; aber ihnen vor dem Uebrigen, Wichtigeren eine zu große Aufmerksamkeit zu schenken, das könnte am Ende das traurige Resultat herbeiführen, daß die ganze Besprechung des so merkwürdigen Prozesses Weidig für die Reform unserer Strafrechtspflege spurlos vorüber ginge, daß wir an solchen ärmlichen querelles d'allemand hängen blieben, vor wie nach unser geheimes und schriftliches Inquisitionsverfahren behielten und uns vor wie nach dabei um des Kaisers Bart zankten.

Neben dieser ist es noch eine andere Bedenklichkeit, die wir bei Gelegenheit dieser Säuferwahnsinnsdebatte geltend machen zu müssen glauben. Die meisten Stimmen im Publikum und in der Tagespresse wissen das Prinzip nicht von den Personen zu trennen. Sie verlangen eine verbesserte Rechtspflege und begehen in demselben Augenblick eine Ungerechtigkeit. Sie verlangen Gerechtigkeit und üben Rache Läßt es sich denn wohl rechtfertigen, daß man den Inquirenten Georgi mit allen Mängeln und Gebrechen des geheimen schriftlichen Inquisitionsprozesses, seine Gegner aber mit allen Vorzügen und Tugenden des öffentlichen und mündlichen Anklageverfahrens förmlich identifizirt? daß man diesen Alles, jenem aber gar Nichts glauben will?

Oder sollte hier allenfalls, um mit dem sprüchwortereichen Schildknappen des sinnreichen Junker von der Mancha zu reden, auf den Sack geschlagen und der Esel gemeint sein? Sollte man es erlaubt glauben, einen Menschen seiner Ehre öffentlich zu berauben und schrecklich in den Staub zu treten in majorem dei gloriam, wie die ehrwürdigen Patres ex societate Jesu zu sagen pflegten, — d. h. mit Anwendung auf den vorliegenden Fall, um eine Reform unseres schlechten Strafverfahrens zu erzielen? Man erinnere sich an jenen belgischen General, den öffentliche Verläumdungen, obgleich er gänzlich schuldlos war, zum Selbstmord trieben, und von dem es nachher hieß: „La calomne l'a tué!"

Das öffentliche Anklageverfahren und Schwurgericht ist ein großes Gut für eine Nation, aber wenn es auf solche Weise errungen würde, dann müßte man die Worte Schillers darauf anwenden:

„Weh Dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld;
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein."

Es gehört wirklich unserem Publikum gegenüber, bei welchem Georgi für so eine Art von Henkersknecht und Vampyr anfängt zu gelten, der Muth der Ueberzeugung dazu, darauf hinzuweisen, daß diese Uebertreibungen alle auf bloßen, durch keine Beweise unterstützten Anschuldigungen beruhen. Abgesehen von der Säuferwahnsinnsdebatte, von welcher wir später reden wollen, sind alle durch die bisherigen Verhandlungen konstatirten oder auch nur etwas wahrscheinlich gemachten Fehler Georgi's solche, welche nicht in seiner individuellen Persönlichkeit liegen, sondern in der durchaus verkehrten, widernatürlichen Stellung des Inquirenten in unserem dermaligen deutschen Strafverfahren begründet sind. Je unter sechs Kriminalinquirenten finden wir fünf Georgi's. Denn der Inquisitionsprozeß ist, wie Dr. Paul Wigand sagt, ein Schachspiel, welches der Inquirent mit dem Angeschuldigten spielt. Gelingt es dem Inquirenten, den Angeschuldigten zu überführen, dann hat er die Partie gewonnen; gelingt es ihm nicht, dann hat er sie verloren. So kommt dann, daß der Mann — der Inquirent, — dessen Beruf es ist, gleichsehr die Unschuld, wie die Schuld des Angeschuldigten zu Tage zu fördern, mit allerlei Inquisitorenkünsten, mit Netzen und Fallstricken ihn zu fangen und mit Stangen und Brecheisen seinen Mund zu einem Geständniß zu öffnen sucht. Dieser Fehler liegt aber, wie gesagt, in unseren prozessualischen Institutionen, der Inquirent Jordan's hat ihn ganz in gleichem Maße begangen, wie der Inquirent Weidig's, und ein Inquirent, der ihn nicht beginge, wäre ein sehr seltenes Exemplar dieser Menschenspezies. —

Doch wir wollen zu unserm eigentlichen Gegenstand, zu den Verhandlungen Graff und Stegmayer *contra* Georgi zurückkehren und untersuchen, ob und in wiefern wir uns aus den vorliegenden Schriften eine Meinung über die in Rede stehenden Thatsachen bilden können. Wenn nun schon überhaupt das Auftreten solcher nackten Persönlichkeiten in dem vollsten Lichte der Oeffentlichkeit etwas wenig Ansprechendes ist, so muß die Schrift der beiden Aerzte und die darauf erfolgte Erklärung Georgi's noch aus einem anderen Grunde sehr unangenehme Gefühle in uns hervorrufen. Denn eine große Anzahl Thatsachen, die von der einen Seite entschieden behauptet werden, werden von der andern eben so entschieden in Abrede gestellt; dort heißt es: „Trunkenbold", hier: „Aussteller falscher Attestate"; „Verläumder" tönt's von der einen Seite, und „perfide Denunzianten" schallt's von der anderen zurück. Sollte man das für möglich halten unter Männern, die bedeutende Posten im Staatsdienste bekleiden und die die Vermuthung der Ehrenhaftigkeit für sich haben, sollte man nicht erwarten können, daß sie wenigstens über die äußeren nackten Thatsachen mit einander einverstanden seien? Und was sollen wir — das Publikum — darüber urtheilen, für wen sollen wir uns entscheiden, da sich Behauptung gegen Behauptung schroff entgegensteht und Beweise schwerlich zu erbringen sein werden? Am Ende bleibt uns Nichts übrig, als daß wir uns mit der Eingangsformel der arabischen Märchen begnügen: „Man erzählt Das und Das — aber Gott ist allwissend."

Nur folgende Punkte müssen wir nach den bisherigen Verhandlungen als konstatirt ansehen:

1) Daß die beiden Aerzte über den Krankheitszustand des damals in Untersuchungshaft befindlichen Studiosus Minnigerode an einem und demselben Tage zwei Attestationen ausgestellt haben, welche, wenigstens für einen Laien, einen nicht zu verkennenden äußeren Widerspruch enthalten. Ob dieser Widerspruch ein blos äußerlicher und blos für einen Nichtmediziner vorhandener ist, darüber müssen wir das Urtheil Sachkundigen überlassen.

2) Daß die beiden Aerzte zu der Zeit, als sie sich dahin aussprachen, daß Hofgerichtsrath Georgi an dem Säuferwahnsinn leide, wie sie selbst eingestehen (pag. 48 ihrer Schrift), mit demselben wegen seiner Aufdeckung jener Widersprüche in großen persönlichen Mißverhältnissen gestanden haben, von denen wir freilich nicht bestimmen können, in wie weit sie von Einfluß auf das Gutachten gewesen sind.

3) Daß Georgi während der Tage, wo er an dem Säuferwahnsinn gelitten haben soll, amtlich fungirt hat. Namentlich erwähnen die Aerzte ein von demselben am 5. Februar 1837 an sie gerichtetes amtliches Schreiben.

Wir wollen es unseren Lesern überlassen, aus diesen konstatirten Thatsachen auf die noch im Dunkeln schwebenden Schlüsse zu ziehen. Im Dunkeln schwebt aber auch noch besonders die Krankheitsgeschichte des fraglichen Unwohlseins Georgi's, da derselbe gerade die hauptsächlichsten Symptome, welche die Aerzte für das Vorhandensein des Säuferwahnsinns angeführt haben, gänzlich in Abrede stellt. Es gibt jedoch ein Mittel, wodurch diese Ungewißheit vielleicht gänzlich gehoben werden kann, und das wäre Folgendes:

Die beiden Aerzte sagen nämlich auf Seite 45 ihrer Schrift:

„Die verschriebenen Rezepte sind in der Apotheke, wo sie bereitet wurden, nicht mehr vorhanden. Zweifelsohne hat Herr Georgi dieselben bei seiner Abreise von hier mitgenommen, denn außer ihm stand Niemand ein Recht darauf zu. Wäre die Krankheit des Herrn Georgi am 30. Januar 1837 Nichts, als die Grippe gewesen, wie von ihm behauptet wird, so liegen ja in diesen Rezepten sehr triftige Belege dazu in seinen Händen. Warum hat er sie in den langen sieben Jahren, welche seitdem verflossen sind, nicht zu Tage gebracht? — und warum bringt er sie jetzt nicht hervor, da ein Mann von seiner Einsicht wissen muß, daß seine bloße Versicherung: ‚ich hatte die Grippe' — im Widerspruch mit der Aussage seines Hausarztes und den vielfachen vorliegenden Thatsachen — ein Ding ohne allen Werth ist?! —"

Die Antwort Georgi's hierauf in seiner Gegenerklärung ist, daß er sämmtliche Rezepte und medizinische Ordinationen, welche ihm während seiner damaligen Krankheit geworden sind, vollständig mittheilt. Nach dem Ausspruche eines mir befreundeten praktischen Arztes sprechen dieselben nicht für Säuferwahnsinn.

Das Publikum, welchem die Sache durch die Oeffentlichkeit, die sie erlangt hat, einmal angehört, ist nun berechtigt an die Herren Doktoren Graff und Stegmayer (oder vielmehr blos an den letzteren) die Anfrage zu stellen:

„Sind dies die damals dem Hofgerichtsrath Georgi verschriebenen Rezepte?"

und hierüber eine baldige unumwundene Erklärung zu erwarten. Bis diese erfolgt ist, wollen und müssen wir unser Votum noch suspendiren.

Vaterländische Zustände.

Die neue Gewerbeordnung. Die M. Ztg. schreibt aus Berlin, unterm 15. Mai: Von den Gesetzen, die für die nächste Zukunft vorbereitet werden, möchte, außer dem modifizirten Entwurf des Ehescheidungsgesetzes, dessen Publizirung man ehestens erwartet, keines so tief in das Leben des Volkes eingreifen, als die neue Gewerbeordnung, die durch die Berathung des Staatsraths hindurch sein und sich bereits unter der Presse befinden soll. Wir haben schon früher berichtet, daß in Folge der Petitionen der hiesigen Altmeister der Stadtrath Rüsch, welcher sich gründlich mit den Gewerbeverhältnissen vertraut gemacht, zu den Berathungen des Staatsraths hinzugezogen worden sei; es soll demselben auch in der That gelungen sein, einige Modifikationen in dem zur Zeit seiner Beiziehung bereits fertig gewesenen Gesetze zu bewirken. Aus Dem, was man von den Bestimmungen der neuen Gewerbeordnung hört, scheint hervorzugehen, daß man das Prinzip der Gewerbefreiheit aufrecht erhalten hat und hauptsächlich bemüht gewesen ist, Garantien für die Tüchtigkeit und Fertigkeit der Gewerbetreibenden zu schaffen. So sollen die Gewerksmeister oder Diejenigen, welche ein Gewerbe selbständig betreiben wollen, sich einer Prüfung ihrer Geschicklichkeit unterziehen müssen, welche vor einer vereidigten Prüfungskommission, deren Mitglieder auf Lebenszeit gewählt werden, abzulegen seie. Dabei sollen immer mehrere zusammenwirkende Gewerke, so z. B. die bei Bauunternehmungen zusammenwirkenden Gewerke, zusammengelegt und zu technischen Vereinen konstituirt werden, so daß die Prüfungskommission aus Mitgliedern der verschiedenen, auf solche Weise vereinigten Gewerken bestehen würde. Außerdem sollen aber noch, gleichsam als eine höhere Instanz, Fabrikenkommissionen gebildet werden, mit dem Vorrecht, daß, wer sich vor diesen prüfen läßt und sich ihnen anschließt, alle andere Gewerbe zu treiben berechtigt sein würde. Nur also geprüfte Meister werden nun ferner das Recht haben, Lehrburschen anzunehmen und auszulehren; die s. g. Patentmeister würden dieses Rechts verlustig gehen, so daß dann auch die Polizei nunmehr Allem, was mit den Gewerbsbefugnissen zusammenhängt, fern bleiben und die bisher von ihr in dieser Hinsicht ausgeübten Funktionen den Magistraten zuertheilt werden würden. Sollte sich die letztere Bestimmung bestätigen, so würden die Magistrate auch mit der Zeit leicht Einrichtungen treffen können, die der Ueberfüllung der Gewerbetreibenden an einem Orte wirksam entgegentreten. Doch läßt sich aus den hier mitgetheilten Bestimmungen freilich noch kein sicheres Urtheil über den Werth derselben für Hebung der gesunkenen Gewerbe fällen; dazu müssen wir die Publizirung der bevorstehenden Gewerbeordnung selbst abwarten. Daß aber eine Hülfe nöthig ist, wenn die in erschreckender Progression zunehmende Verarmung mancher Gewerbetreibenden nicht bis zu dem Grade herabsinken soll, wo sie für das Bestehende drückend werden muß, mag, um nur ein Beispiel anzuführen, der Zustand des hiesigen Schneidergewerkes beweisen: von 2800 auf dem Gewerbesteueramte als das Gewerbe zu treiben berechtigt Angemeldeten und das Gewerbe also auch Betreibenden zahlen nur 380 bis 400 wirklich die Steuer, und auch von diesen noch 200 nur den halben Satz der Steuer mit 4 Thlr.

Der Märtyr im Fürstenthum Birkenfeld, Amt Oberstein. Das Fr. J. berichtet unterm 15. und 16. Mai von der Nahe Folgendes: Das unten besprochene Beispiel von Proselytenmacherei hat um so mehr Aufsehen erregt, als der katholische Geistliche, welcher dabei auftrat, sich nicht damit begnügte, ein verlorenes Schaf in die katholische Kirche zurückgeführt zu haben, sondern dazu auch noch einen öffentlichen Angriff auf die Regierung des Fürstenthums Birkenfeld hinzufügte, welchem die Köln. Ztg. ihre Spalten geöffnet hat. Als Entgegnung hierauf liest man in der Beilage zum Amtsblatte des Fürstenthums vom 8. Mai Folgendes: „In der Köln. Zeitung erzählt der Pastor Strouvelle zu Kirn unter der Ueberschrift: ‚Der Märtyr im Fürstenthum Birkenfeld, Amt Oberstein', eine klägliche Geschichte, wie er nämlich am Charfreitage einen 12jährigen, in dem protestantischen Glauben erzogenen Knaben, aus dem oldenburgischen Dorfe Kirn-Sulzbach, der nach der Versicherung seiner katholischen Mutter katholisch werden wollte, flugs mit dem heiligen Chrysam versehen und zur Beichte und zum Abendmahle habe gehen lassen, wofür der Junge von dem Amtmann in Oberstein zu dreimonatlicher Einsperrung verurtheilt worden sei. Wie es nun geht, so haben die Leute, als sie von einem Märtyrer Etwas gehört, sogar wissen wollen, daß der Junge am nächsten Wochenmarkt öffentlich verbrannt werden solle und der Pfarrer zur Erlangung gleichen Märtyrerthums sich freiwillig mitverbrennen lassen wolle, worüber die Obersteiner wie die Kirner Wirthe große Freude bezeigt hätten, Erstere in der Hoffnung, daß ihnen dieser seltene Spektakel viel Geld, Letztere, daß er ihnen künftig eine Märtyrer-Kirchweihe eintragen würde und dgl., was Alles nicht wahr ist. Das Wahre an der Sache ist, daß im Fürstenthum Birkenfeld in Erziehungssachen die Männer und nicht die Weiber Etwas zu reden haben, der protestantische Vater seinen Sohn in der protestantischen Lehre erzogen haben will, derselbe in der Handlungsweise des Pfarrers in Kirn eine gesetzwidrige Beeinträchtigung seiner Erziehungsrechte gefunden, und das Amt auf sein Verlangen den Knaben wegen Ungehorsams drei Tage, und nicht drei Monate, in's Gefängniß gesteckt hat, wie dies das Landrecht zuläßt. Daß der in dem katholischen Glauben nie unterrichtete, zur Unterscheidung unfähige Junge von dem Pfarrer Strouvelle im Flug hat katholisch gemacht werden wollen, und durch eine Leckschmiere oder sonst ein kindisches Spielwerk leicht dahin gebracht werden konnte, ist das Spaßhafte an der Sache; das Ernsthafte aber, daß die katholische Kirche von einem auf solchem Wege zurückgeführten ‚verlorenen Schafe' wenig Ehre haben dürfte, sintemal das vierte Gebot im katholischen Katechismus so gut wie im evangelischen den Kindern Folgsamkeit gegen den Vater gebietet, und ein unverständiges 12jähriges Kind keinen würdigen Gegenstand der Proselytenmacherei darbietet. Das Schlimmste bei der ganzen Geschichte ist indessen, daß durch diese bei dem Bischof bereits beschwerend angebrachte Sache in einer glücklichen Ehe Zwietracht gesäet, und eben so in eine friedliche zusammenlebende Gemeinde Störung und Zwist gebracht ist. Hoffentlich wird der Bischof dem Pfarrer zu Kirn von dem Worte Märtyr einen würdigeren Begriff beibringen." — Dem Vernehmen nach soll wirklich ein bischöflicher Kommissar in Kirn gewesen sein.

— An den Ufern der Nahe lebten bis jetzt die Protestanten und Katholiken in Eintracht. Seit den neueren kirchlichen Bewegungen aber scheint dieses Verhältniß nicht weiter fortbestehen zu sollen. In den gemischten Gemeinden werden seit einiger Zeit katholischer Seits vorzüglich solche Geistliche angestellt, welche sich durch ihren Zeloteneifer und Mangel an Bildung auszeichnen, und die statt Frieden und Eintracht nur Zwiespalt in den Gemeinden und Familien stiften. Die Besetzung der katholischen Pfarrstellen in dem gedachten Sinne ist um so auffallender, als hier fast 7/8 sich zur protestantischen Konfession bekennen. Ueberhaupt bemerkt man auch hier, daß der Geist, welcher aus Luxemburg weht, in Trier immer mehr Aufnahme findet. Wie sehr man dort zu den krassesten ultramontanen Ansichten hinneigt, das empfinden die dortigen kathol. Geistlichen selbst am empfindlichsten. Mehrere haben das Luxemburgische auch bereits verlassen und privatisiren in anderen Gegenden. Im vorigen Jahre machte Herr Laurent den Antrag bei den Kammern, 45 Geistliche, d. i. ungefähr ein Drittel seines ganzen Klerus, zu pensioniren. Herr Laurent ist apostolischer Vikar, somit wenig an die Gesetze des Landes gebunden und treibt den Teufel oft da aus, wo er nicht ist, macht aber den Wunsch in allen Gebildeten Luxemburgs rege, es möge dem heiligen Stuhle gefallen, dem Hrn. Laurent einen anderen Wirkungskreis anzuweisen, welcher seinen hohen Eigenschaften anpassender ist.

Zur Literatur und Unterhaltung.

* Lieder von Felicia Hemans.

Uebertragen von

Otto v. Wenckstern.

Die Stimme des Windes.

Nichts gibt es in der weiten Welt,
was der Stimme eines Geistes so
ähnlich ist. Gray's Briefe.

Gar viele Stimmen hast du Wind, viel Stimmen sind dein eigen,
Von Allem, was du überfliegst, entführst du Ton und Zeichen;
Ein Sänger bist du, wild und stark, von hoher Meisterschaft,
Und deiner Lieder Klang bezeugt des Geistes seltne Kraft.

Du kommst vom blut'gen Schlachtenfeld, wo sterbende Krieger beten,
Und bringst von dorten schrill und laut die Töne der Trompeten,
Der stolzen Fahnen Wehen und der Trommeln lautes Lärmen,
Wie um den Feldherrn kalt und kühn die muth'gen Schaaren schwärmen.

Du kommst von einsam fernen See'n und hast von dort gebracht
Der Meereswogen Rauschen, die bei deinem Nahn erwacht;
Der Wogen Murmeln, die sich in palmichten Stränden brechen,
Das Rollen ferner Brandungen, die donnerähnlich sprechen.

Du kommst aus tiefer Forsten Nacht, du mächt'ger, starker Wind,
Und alle ihre Laut' in dir allein verbunden sind,
Der Fichten und des Strom's Geseufz' in ew'ger Wildniß Nacht,
Was offen, was verborgen ist, hast mit dir du gebracht.

Du kommst von Städten her, durch die heut' Fürsten stattlich zieh'n,
Und ihrer Straßen Jubelton erhaschest du im Flieh'n,
Der Wagen Rollen und das Lied der Harfen in der Halle,
Der Menge wirrem Jubelschrei, der Reigen von dem Balle.

Du kommst von Königsgräbern und von Domen alt und still,
Durch tausendjähr'ger Hallen Macht trieb dich dein Flügelspiel,
Der Trauerlieder Stöhnen ist von dort mit dir entschwebt,
Weil man mit Schwert und Schild und Helm den Feldherrn dort begräbt.

Du kommst vom fernen Land, das wir verlassen manches Jahr,
Und süße Stimmen haschtest du — o Stimmen, treu und wahr,
Du weckest jene Töne neu — ob auch das Herze bricht,
Sei still, sei still, und wecke mich mit todten Liedern nicht.

Sind diese Laute all' in dir, o Wind — in deiner Welle?
Nein, tief in unf're Seele Grund liegt sicher ihre Quelle
Verscharret dort, doch ruhelos ist was uns hold einst schien,
Und findet stets ein Echo in der Erde Harmonie'n.

---

* Eduard Westburg,

oder

die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelds.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

„Und Du hältst ihn also für schuldig, liebe Mathilde?“ sagte Elisabeth an demselben Abende, wo das vorstehend erwähnte Ereigniß stattfand, als sie in dem bekannten Zimmer des Velsen'schen Hauses zusammensaßen.

„Muß ich denn nicht?“ antwortete diese; „muß ich ihn nicht für schuldig erklären, wenn ich sein Betragen gegen mich berücksichtige? Seine Falschheit kennt keine Grenzen, und wehe Dem, der sich in seinen Stricken verwirrt. — Du magst dem Himmel danken, Elisabeth, daß Dein Vater ihn aus Deiner Nähe entfernt hat.“

„Mein Vater hat das keineswegs gethan. Er hat unser Haus aus eigener Bewegung verlassen, als er vernahm, daß er ein Findling sei, ungeachtet mein Vater Alles aufbot, ihn hier zu halten.“

„Ist es möglich!“ rief Mathilde mit erheuchelter Verwunderung. „Dann laß uns nicht mehr von ihm reden, liebe Elisabeth, denn in diesem Falle gab es keinen größeren Bösewicht, als er ist.“

„Nein, schweigen sollst Du nicht, Mathilde,“ versetzte Elisabeth; „wir dürfen ja wenigstens uns gegenseitig Vertrauen schenken; halte vor mir Nichts geheim, Nichts verborgen, was ihn betrifft.“

„Aber ich würde Dir ja nur Kummer verursachen, meine theure Freundin, und wozu das? Du hast ihn einst geliebt und liebst ihn wahrscheinlich auch jetzt noch. Folge meinem Rathe; es ist der Rath einer Freundin, die Dir von Herzen ergeben ist, verbanne ihn aus Deiner Erinnerung; denn glaube mir, er ist Deiner nicht würdig.“

„Aber so sage mir denn doch um unserer Freundschaft willen,“ bat Elisabeth, „was hat er denn noch weiter verbrochen? worin bestehen seine anderen Vergehen, die Du mir, Deiner Freundin, nicht vertrauen willst?“

„Ach!“ rief Mathilde mit affektirter Betrübniß, „ach, ich will sprechen, aber es zerreißt mir das Herz. — Er hat Deinen Vater gelästert, ihn beschuldigt, ihm die Thüre gewiesen zu haben, nicht weil er ein Findling wäre, nein, weil er Deine Hand verschmähte, da Dein Vater, wie er vorgibt, ihn mit Dir hätte verkuppeln wollen, um Deine Schande zu bedecken.“

„Eduard!“ rief Elisabeth, „Eduard! Waren das Deine Worte? Hast Du darum so viel Freundschaft hier genossen? Hab' ich Dich darum so geliebt?“ Wehmüthig senkte sie das Haupt. „Doch nein, es ist Verleumdung, Mathilde, elende Verleumdung ist es, was man Dir von ihm berichtet hat. So schlecht, so niederträchtig kann er nicht sein! Hab' ich ihn denn nicht von Jugend auf gekannt? Sollte ich also nicht wissen, daß er solche Lügen, solche Niederträchtigkeiten nie aussprechen würde? Aber, nicht blos meine Ehre, auch die Ehre meines Vaters ist gekränkt. Ihm werde ich es sagen; er wird den Verbreiter solcher Lügen schon zu finden wissen....“

„Thue das lieber nicht, Elisabeth,“ fiel ihr ihre Freundin in die Rede. „Laß die Sache, wie sie jetzt ist; denn, wenn Du sie Deinem Vater mittheilst, dann wird er sie in seinem Eifer laut werden lassen; Viele würden Eduards Lügen Glauben schenken; und würden wir es in ähnlichem Falle bei Andern nicht selbst thun? Weiß doch Jedermann, daß er nicht mehr in eurem Hause wohnt, und wer, meine theure Freundin, wird glauben wollen, daß er ein Haus, wo er so viele Freundschaft genossen, ohne Grund verlassen habe?“

„Werde nicht böse auf mich, liebe Mathilde; allein ich muß gestehen, daß ich Dem, was Du soeben sagtest, wenig Glauben beimesse. Du bist noch zu wenig mit der Welt bekannt, liebe Freundin, um das Falsche vom Wahren zu unterscheiden, und daher kommt es, daß Du Alles, was man Dir von Eduard erzählt hat, für Wahrheit hältst; aber glaube mir, mein Herz, das noch immer in Liebe für ihn schlägt, sagt mir, daß er unschuldig ist. — O, es ist pure Falschheit, pure Verleumdung! Er hat mich zu sehr geliebt, als daß er...“

„Dich geliebt?“ versetzte Mathilde mit erheuchelter Offenherzigkeit, „er Dich geliebt? Nun, es kann wohl sein; aber dann ist seine Liebe für Dich von kurzer Dauer gewesen, da er sie bereits auf eine Andere übertragen hat.“

„Wie?“ rief Elisabeth, „und wer ist sie denn, die er mir vorgezogen hat?“

„Maria von Duinen, oder bekannter unter dem Namen von Sommenstein,“ versetzte Mathilde und fügte dann spöttisch lächelnd hinzu: „Deine Freundin Marie ist jetzt die Auserwählte des edelmüthigen, braven, unschuldigen Eduard, der Dich so sehr liebt und Dir so treu ist!“

Dies war für Elisabeth zu viel. Er, der ihr seine Liebe gestanden, er, den sie so innig liebte, war ihr untreu geworden und liebte eine Andere, Maria, für welche ihr Bruder Johann eine so zarte Neigung hegte! Sie schwieg. Ihr sanftes blaues Auge wurde feucht und ihr schneeweißer Arm stützte das blonde Haupt. Als Mathilde sie so sah, war sie im Begriff, ihr Alles zu entdecken; allein die Furcht vor Dubois fesselte ihr die Zunge. Inzwischen wollte sie doch noch Etwas zu ihrer Beruhigung hinzufügen, ohne zu ahnen, wie tief sie sich selbst dadurch verletzen würde.“

„Mäßige Deinen Kummer,“ sagte sie, „und vergieße keine Thräne um ihn; er verdient es nicht. Suche ihn zu vergessen und lasse einen Andern, der Deiner würdiger ist, seine Stelle einnehmen.“

„Nie, nie werde ich ihn vergessen, nie kann ich einem Andern meine Liebe schenken, da er sie ganz besaß.“

„Versuche es,“ entgegnete Mathilde; „schenke dem Ersten, der um Dich wirbt, Deine Hand; dadurch wirst Du Dich an ihm rächen und...“

„Nimmermehr!“ fiel ihr Elisabeth in die Rede. „Wenn das mein Wille wäre: dann brauchte ich nicht lange zu warten, denn, — ich sage es Dir im Vertrauen, — Dubois, der in unserm Hause wohnt, hat bereits zwei Mal um meine Hand angehalten.“

„Wer?“ rief Mathilde erblassend.

„Louis Dubois,“ antwortete Elisabeth. „Du kennst ja wohl den hagern, blassen Mann, der vor einiger Zeit bei uns eingezogen ist; aber Du wirst ja ganz bleich, Mathilde, was fehlt Dir?“

„Mir fehlt Nichts,“ versetzte diese, obschon ihre Todtenblässe das Gegentheil verrieth, „mir ist wohl, ganz wohl; vielleicht hat mich die Wärme des Zimmers etwas angegriffen.“

„O, ich glaubte, Dir wäre unwohl geworden! Nun also, Du kennst doch Louis Dubois?“

„O, schweige doch,“ fiel ihr Mathilde in die Rede, „schweig' doch, laß mich Luft schöpfen.... Laß uns spazieren gehen.“

„Spazieren gehen?“ versetzte Elisabeth erstaunt; „es ist spät und finster, fast acht Uhr, und draußen ist es schneidend kalt. Aber was fehlt Dir, liebe Freundin? Du bist ja todtenblaß, Dir ist unwohl, was wünschest Du?“

Mathilde war zu tief in Gedanken versunken, um auf diese Fragen zu antworten. „Lorenzo,“ — denn unter diesem Namen war Dubois ihr bekannt, — „Lorenzo liebt Elisabeth, hat ihr zwei Mal seine Hand angetragen, und Derjenigen, welche ein Kind hat, das ihn Vater nennen müßte, weigert er die Ehe? — Und wie konnte er auch?“ dachte sie bei sich selbst, „wie konnte er auch?“ Alles war ihr ein Räthsel, denn sie wußte, wer Dubois war, und kannte auch die Gründe, welche ihn hinderten, je eine Ehe einzugehen. Es war also offenbar, daß er die Absicht hatte, Elisabeth, die unschuldige Elisabeth, zu verführen. Jetzt rief sie sich den ersten Abend ihrer Ankunft in's Gedächtniß zurück, erinnerte sich der Worte, welche Dubois zu ihr gesprochen, und begriff nun deutlich, daß die Rolle, welche sie zu spielen von ihm beauftragt war, lediglich den Zweck hatte, Eduard bei Elisabeth in ein ungünstiges Licht zu stellen und dadurch ihre Liebe zu ihm zu vernichten, damit der Ruchlose seinen Plan, auch Elisabeth zu verführen, desto leichter ausführen könnte.

„Soll ich also,“ dachte sie bei sich selbst, „soll ich also zu solch' einer That die hülfreiche Hand bieten? Bin ich so tief gefallen, daß ich zu einem Werkzeug der Bosheit erniedrigt werde? Nein, nein, ich will Elisabeth Alles gestehen, ich will sie vom Rande des Abgrundes zurückreißen und ihn entlarven, es komme auch, was da wolle.“ — Schon war sie im Begriff, diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen, schon öffnete sie die Lippen zum Sprechen, schon hatte sie Elisabeths Hand ergriffen, als plötzlich die Worte: „Werde nicht meineidig, Mathilde, denn sonst würde meine Rache schrecklich sein!“ ihr gleichsam in die Ohren klangen, und sie des Dubois geschworenen Eides

sich erinnerte. Sie bebte. Wenn sie nun spräche, dann wäre freilich Elisabeth gerettet und Eduard bliebe wie früher der Gegenstand ihrer Wahl, Dubois würde sich dann entfernen müssen; — aber ihr Kind — dieses unschuldige Wesen würde dann seine Rache treffen. — Sie kämpfte einen schweren Kampf in ihrem Innern; Mutterliebe war im Streite mit ihrer Tugend, mit ihrem gekränkten Ehrgefühle, ihr Busen wogte heftig, ihr Auge wurde verfinstert und sie wurde ohnmächtig von dem heftigen Kampfe, der in ihrem Innern wühlte.

„O Himmel!" schrie Elisabeth laut auf, als sie Mathilde bewußtlos niedersinken sah, „was fehlt Dir? Hilf, Jansje, hilf! Mathilde stirbt!"

Auf diesen Ausruf flog die Wittwe Dirksen in's Zimmer. „Was gibt es, mein Kiud?" sprach sie zu Elisabeth, „was fehlt Dir, mein Herzchen? Ach, ich sehe es schon, ach Herr ja! die Jungfrau Mathilde liegt da, als ob sie nicht Zehn zählen könnte; aber todt ist sie nicht," fuhr sie fort, indem sie die ohnmächtige Mathilde aufrichtete, „wir wollen sie schon bald wieder zu sich selbst bringen!" Mit diesen Worten eilte sie zum Zimmer hinaus und kam bald mit einem ganzen Bündel Federn wieder zurück. „Nun komm, flink an's Werk!" sprach sie zu Elisabeth, „das ist noch ein altes Mittel von meinem Vater seliger. Komm Kind, komm einmal mit der Kerze hieher! So, halte die nur fest, nein, noch ein wenig näher heran! So, nun ist es gut!" Und nun hielt sie die Federn in's Licht, die alsbald zu brennen anfingen und einen so furchtbaren Gestank verursachten, daß Mathilde bald aus ihrer Ohnmacht erwachte.

„Wo bin ich?" fragte sie, wie aus einem schweren Traume erwachend und halb verwirrt.

„O Mathilde," sagte Elisabeth, sie umarmend, „Du bist ja bei mir; aber ich bitte Dich, sage mir doch, was war die Ursache Deiner Ohnmacht!"

„Ich hab' es Dir ja schon gesagt," erwiederte dieselbe, „daß die Wärme dieses Zimmers...." Doch sie wurde plötzlich in ihrer Rede gestört; die Thüre wurde aufgerissen und Eduard stürmte herein. Sein Gesicht glühte, seine Kleider waren zerrissen und in Unordnung, und trotz der strengen Kälte perlte der Schweiß auf seiner Stirne. —

Elisabeth, Mathilde und Jansje standen wie verstummt da, als sie ihn sahen. Ohne Jemanden zu grüßen, flog er auf Elisabeth zu und fragte, indeß alle seine Nerven vor Aufregung bebten und die Adern an seiner Stirn furchtbar aufschwollen: „Wo ist Dubois? Sprich, Elisabeth, ist er hier, oder, wenn nicht, kannst Du mir sagen, wo er sich jetzt befindet? Ich will ihn züchtigen; denn Niemand anders war es! — Sieh, meine Brust, meine Hände sind verwundet durch seinen Dolch; sprich, Elisabeth, sprich, wo ist er?"

„Ich weiß es nicht," antwortete diese, indem sie ihn erschrocken anblickte; „aber was ist Dir begegnet, Eduard? Erzähle mir Alles..." Allein plötzlich, als ob sie sich besänne, sagte sie: „Herr Westburg, ich ersuche Euch, Euch zu entfernen. Die Gerüchte, welche Ihr von mir und meinem Vater in Umlauf gebracht habt, sollten Euch, wenn nicht alles Schaamgefühl in Euch erloschen ist, laut mahnen, Euch aus einem Hause zu entfernen, worin Ihr nur Gutes genossen habt, worin man sich beeiferte, Euch soviel Freude, als nur möglich war, zu bereiten, wo man so aufrichtig an Eurem Unglücke Theil nahm, und welches Ihr dessenungeachtet so boshaft und so falsch verleumdet habt."

„Sind denn alle Teufel losgelassen, um mich zur Verzweiflung zu bringen?" rief Eduard; „womit habe ich mich gegen Dich vergangen? womit gegen Deinen Vater? gegen Euer Haus? Ich bitte Dich, Elisabeth, laß mich nicht in dieser peinlichen Ungewißheit, nenne mir mein Vergehn, und wenn ich in etwas gefehlt habe, dann laß mich zu Deinen Füßen Verzeihung erflehn!"

„Worin Ihr gefehlt habt?" versetzte Elisabeth, „darnach fragt Euer eigenes Gewissen, und wenn dieser innere, unparteiische Richter Euch wegen der Schmach freispricht, die Ihr meinem Vater zugefügt habt, dann beklage ich Euch, dann seid Ihr unglücklicher, als ich dachte; doch entfernt Euch! Ich habe mich länger mit Euch beschäftigt, als es der Anstand erlaubt, wenn denn Euch an meiner Verzeihung etwas gelegen ist, so sei sie Euch gewährt!"

„An Deiner Verzeihung? Himmel, was soll aus mir werden!" rief Eduard, und Thränen glänzten dabei in seinen Augen; „was soll aus mir werden! welch' feindliches Geschick verfolgt mich auf allen meinen Schritten! Kaum dem Dolche entronnen, den die Bosheit auf mich gezückt hatte, sehe ich mich von Dir gehaßt, Elisabeth, von Dir, die ich so innig liebe, ja, die ich anbete. Alles wird mir feindlich, die ganze Welt haßt mich, selbst die, die mir so theuer, so unendlich theuer war, wird meine Feindin! Alle Mächte scheinen sich vereinigt zu haben, mein Unglück zu vollenden; die Last des Lebens wird mir zu schwer; ich bin diese Welt müde. Lebe wohl, Elisabeth, lebe ewig wohl! Vergiß den armen Findling, und laß einen andern, würdigeren an seine Stelle treten. Du wirst mich nicht mehr wiedersehen; allein glaube mir, ich bin unschuldig; das Bewußtsein, nicht gegen Dich gefehlt zu haben, wird mich trösten, wenn der letzte Kampf ..... doch genug, Elisabeth; lebe wohl! Sage auch Deinem Vater mein Lebewohl, meinen Dank für Alles, was er an dem Findlinge gethan hat. Leb wohl, und wenn Du einst von meiner Unschuld überzeugt sein wirst, dann denke an mich, an Eduard, der Dich so unendlich liebte und der Dich stets lieben wird, bis sein letzter Hauch seine Seele zum Richterstuhle des Himmels emporführt. Leb wohl bis in Ewigkeit!" Bei diesen Worten umarmte er die fast bewußtlose Elisabeth, ergriff seinen Mantel und eilte nach der Thür.

Voll Angst und Verzweiflung umschlang Mathilde den jungen Mann. „Nein, geht nicht, ladet keinen Selbstmord auf Euer Gewissen, bleibt Eduard, und Du, Elisabeth, höre mich: er ist unschuldig....."

Hier legt der Erzähler seine Feder nieder; sie ist zu schwach, den Auftrit zu schildern, welcher jetzt folgte, und die Gefühle, welche die Seele Elisabeths überwältigten. Die Liebe, die sie empfand, kämpfte mit ihrem Zartgefühl, und ich wage es nicht zu versuchen diesen Kampf zu schildern. Es sei dem Leser genug zu erfahren, daß wenige Augenblicke nachdem dieser Auftritt stattgefunden, Elisabeth weinend an Eduards Halse hing.

So versöhnt drang Elisabeth darauf, daß Eduard erzählen sollte, welches die Ursache wäre, daß er in einem so furchtbaren Zustande sich vor ihr gezeigt habe. Er genügte diesem Verlangen und erzählte das im Busch erlebte Abenteuer, mit welchem die Leser im vorigen Kapitel bekannt gemacht worden sind.

„Und Du glaubst, daß Dubois der Fremde war?" fragte Elisabeth, nachdem er seine Erzählung geendigt hatte.

„Ich habe alle Ursache es zu glauben und ich will jetzt hingehn, um mich davon zu überzeugen; allein bevor ich gehe, sage mir, Elisabeth, ich bitte Dich darum, welches Vergehens hattest Du mich in Verdacht?"

Jetzt war die Reihe zu erzählen an ihr. Mit Befremden vernahm Eduard das Gewebe von Bosheit und Lügen, und mit Abscheu die Schlechtigkeiten, deren man ihn beschuldigte. „Und wer erzählte Dir solche schändliche Lügen, Elisabeth?" fragte er; „sage es mir, damit ich ihn zur Rechenschaft ziehen kann."

„Ich habe es gethan?" rief Mathilde.

„Ihr?" fragte Eduard erstaunt.

„Ja ich," fuhr sie fort; „allein wenn Ihr wüßtet, welche Gründe mich zwangen, so zu handeln, gewiß, Ihr würdet mir verzeihen."

„Ich verzeihe Euch," erwiederte Eduard; „aber sagt mir, was habe ich Euch zu Leide gethan, daß Ihr mich so verläumdet?"

„Nichts, nichts!" antwortete Mathilde. „Um Euretwillen habe ich einen Eid gebrochen. Aber fragt mich jetzt nicht weiter. Vielleicht werdet Ihr mein Betragen billigen, wenn Ihr die Gründe dazu kennen werdet. Jetzt aber rathe ich Euch, bleibt hier, oder geht in Euere Wohnung, und sucht jetzt Dubois nicht auf. Was kann es Euch nützen, daß....."

„Viel kann es mir nützen, sehr viel! Ich will ihn sehen, will ihn jetzt sehen, und da er nicht hier ist, so will ich ihn zu finden suchen. Ich will wissen ob er der Mann im Busche war, ja oder nein!" — Nach diesen Worten stand er auf, grüßte Elisabeth und verließ das Haus.

„Ei, was das für ein kurioser Mann ist," bemerkte Jansje, als er sich entfernt hatte; „gerade wie mein Dirksen zu seiner Zeit! Jetzt weiß er wieder nicht wohin vor Freude, daß Ihr mein Püppchen, ihn für unschuldig haltet; allein Ihr seid etwas zu rasch damit gewesen, denn mein Vater seliger pflegte immer zu sagen: Man nennt keine Kuh bunt, oder sie hat einen Flecken." —

(Forts. folgt.)

* Skizzen aus Kohl's Reisen in Schottland.

(Fortsetzung.)

5. Das Schlafkabinet von Maria Stuart.

Unter den verschiedenen Zimmern in Europa, welche noch akkurat so sind, wie sie zur Zeit dieser oder jener Person waren, sind ohne Zweifel die der Königin von Schottland nicht die uninteressantesten. Denn so wenig diese Räume einst von den rauhen Verschwörern respektirt wurden, welche hier hereinbrachen, um den fremden Liebling der Königin, Rizzio, zu ermorden, so hoch scheint sie 300 Jahre hindurch die Nachwelt geachtet zu haben. Denn in der That, sie sehen beinahe noch so aus, als hätte ihre Bewohnerin, die Königin, sie eben verlassen, und als würde sie bald zurückkehren. Es ist selten und es gehören allerlei besondere Umstände dazu, daß dem Geschichtsliebhaber die Bühnen früherer, längst entschwundener Ereigeisse so bis in's geringste Detail, bis auf die Fenstervorhänge, bis auf die Fußbank, die Tischdecke und andere Kleinigkeiten erhalten werden, so daß er dadurch jenen Ereignissen ganz nahe gerückt scheint und gleichsam ein Zuschauer derselben zu werden glaubt. Die besonderen Umstände, welche hier in Holyrood dem Geschichtsfreunde diesen Genuß verschafften, waren wahrscheinlich die, daß nach Mary Queen of Scots der Palast nur noch eine kurze Zeit von James VI. bewohnt wurde, und nachher gar nicht wieder, so daß Alles hier so ziemlich in dem alten Stande verblieb.

Es kommt mir, wie gesagt, so vor, als gehöre Marie gewissermaßen auch uns Deutschen an, und wenn ich mir denke, welche Freude unser Schiller daran gehabt haben würde, hier in Edinburgh Maria's Schlafkabinet und ihren kleinen Arbeitstisch (der freilich viel roher war, als ähnliche Arbeiten aus derselben Zeit, die wir in Deutschland haben) und die Kandelaber, die sie mit aus Frankreich brachte (weil sie in Schottland so etwas gar nicht finden konnte), und alle die anderen Dinge zu sehen, welche handgreifliche Zeugen von der körperlichen und wirklichen Existenz der in seiner Phantasie lebenden Maria sind, so glaube ich, daß meine deutschen Leser es auch nicht so leicht überdrüssig werden mögen, noch etwas von diesen Zimmern zu hören.

Das Hauptzimmer, das Schlafzimmer der Königin nämlich, ist außerordentlich klein und eng. Der Earl von Bedford, der am 27. März 1566 über die Affaire von Rizzio einen höchst interessanten

Brief an die Lords of the Council in England schrieb, sagt, es halte dieß Zimmer nur 12 Fuß im Quadrat, und es habe darin ein Bett und ein Tisch gestanden, und es führe zu demselben aus dem Zimmer des Königs eine Privattreppe und eine besondere Thüre, und so ist dieß Alles auch noch in diesem Augenblick.

Am 9. März 1566, an einem Sonnabend Abends 8 Uhr speisten an diesem Tische die Königin Maria, Lady Argyll, einige andere Damen und Rizzio, der zwar ihr Vertrauter, nicht aber, wie Robertson deutlich darthut und wie es der Gemahl der Königin, Henry Darnley, fälschlich vermuthete, ihr Liebhaber war. Plötzlich öffnete sich die besagte geheime Thür, und herein trat der König und hinter ihm der bewaffnete Lord Ruthwen und Georg Douglas, welche drei Herrn sich zusammen gegen Rizzio verschworen hatten, der König weil er ihn von der Königin geliebt glaubte, und weil er meinte, in ihm das einzige Hinderniß zu sehen, das ihm im Wege stand, um über das Herz der Königin und somit auch über das Scepter, das sie in Händen hielt, diejenige Gewalt zu üben, welche er zu üben wünschte, und die Barone, weil sie den Einfluß eines begünstigten Ausländers nicht dulden wollten. Der Palast war schon zuvor von einem der Verschwörer, dem Earl von Morton mit Truppen angefüllt worden, und die Königin und ihr Vertrauter also in der Hand der genannten, durch die geheime Thür tretenden Personen. Rizzio, der seine Mütze auf dem Kopfe hatte, begriff dies Alles sogleich mit einem Blicke und erbebte, als Lord Ruthwen, dessen von Natur schon wilden Blick eine kaum überstandene heftige Krankheit noch hohler und schreckhafter gemacht hatte, ihm gebot hervorzukommen, da hier kein Platz für ihn sei. Die Königin Marie, welche im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft war, nahm dagegen das Wort, und erwiderte, es sei ihr Wille, daß David (dies war der Vorname von Rizzio) dort sitze. „Aber es ist gegen deine Ehre", fiel ihr Gemahl Darnley, der König, ihr in's Wort, der darauf bestanden hatte, daß man denselben nirgendswo sonst, als in der Königin Kabinet greifen solle, weil er wünschte, vor dem Angesichte der Königin dem Rizzio Vorwürfe zu machen. Indem der König dies zur Königin sagte, trat der hohläugige Lord Ruthwen, der von seiner dreimonatlichen Krankheit, von welcher er sich zum Morde aufgerafft hatte, noch so schwach war, daß er kaum gehen und kaum seine Waffen tragen konnte, dem Rizzio näher und nahm ihn beim Arm, indem er ihm sagte, er wolle ihn seine Pflicht besser kennen lernen. Da sprang David, von Furcht ergriffen, auf, erfaßte die Königin bei ihren Kleidern und verbarg sich hinter ihr. Diese that ihr Möglichstes, ihn zu beschützen. Allein der König nahm die Königin in seine Arme, riß Rizzio's Hand hinweg und stieß ihn zur Seite. Ruthwen und Douglas warfen ihn völlig zur Thür hinaus, durch das Schlafzimmer der Königin in ein Vorzimmer, wo der Lord Morton, Lord Lindsey und andere seiner Feinde versammelt waren. Eigentlich war es nicht ihre Absicht, ihn gleich zu morden, sondern sie wollten ihn am andern Tage aufhängen. Aber als sie ihn bleich und von Furcht ergriffen hinausstolpern sahen, zog einer unter ihnen voll Verachtung seinen Dolch und stieß ihn ihm in den Leib. Viele andere thaten dasselbe, und so sank er unter 56 Wunden zu Boden. Noch diesen Augenblick macht die alte Schloßfrau die Thüre sperrweit auf und gibt sich alle mögliche Mühe, den Fremden eine dunkle Schattirung auf dem Fußboden als den durch Rizzio's Mord verursachten Blutflecken zu zeigen.

Der König und der Lord Ruthwen blieben noch eine lange Zeit mit der Königin in ihrem Kabinete. Sie beschwor ihren Gemahl, dem Rizzio kein Leids anzuthun, und tadelte ihn zugleich, daß er der Urheber einer so verrätherischen und bösen That sei. Man sagt, er habe ihr geantwortet, daß Rizzio mehr und intimere Gesellschaft mit ihr pflege, als er, der König, seit zwei Monaten gehabt habe, und daher habe er ihrer eigenen Ehre und seiner Zufriedenheit wegen seine Beistimmung zur Ergreifung Rizzio's gegeben. „Ist es denn die Pflicht der Frau, den Mann zu suchen?" antwortete Maria. „Es ist Euere eigene Schuld, wenn Ihr meiner Gesellschaft entbehrtet." Er sagte dagegen, daß, wenn er gekommen sei, sie entweder gar nicht bereit gewesen sei, ihn zu empfangen, oder sich krank gestellt habe. „Nun gut," erwiderte sie, „jetzt aber hast Du auch Dein Letztes von mir gehabt und hast Deinen Abschied genommen." — „Das wäre schade", sagte der Lord Ruthwen, „er ist Euerer Majestät Gemahl, und gegenseitig müßt Ihr Euere Pflicht thun." „Nun warum soll ich ihn nicht eben so gut verlassen, wie Euer Weib ihren Gemahl verließ." Lord Ruthwen antwortete, daß sein Weib gesetzmäßig von ihm geschieden sei, und auch nicht wegen einer solchen Angelegenheit, als über welche der König sich hier beschwerte. „Und noch dazu war dies ein gemeiner, niedriger Mann, ein Feind des Adels, eine Schande für Euch und ein Zerstörer des Landeswohls." — „Gut, gut, doch soll Euch sein Blut theuer zu stehen kommen, wenn Ihr es vergießt." — „Gott verhüte das," sagte Lord Ruthwen. „Denn jemehr sich Ihro Gnaden (your grace) beleidigt zeigen, desto schlimmer wird die Welt darüber urtheilen."

Ihr Gemahl sprach indessen wenig, und sie vergoß während der ganzen Zeit heiße Thränen. Der Lord Ruthwen, der sich übel und schwach fühlte, ließ sich einen Trunk reichen, indem er sprach: „Dies muß ich mit Ihrer Majestät Erlaubniß thun!" und suchte sie dann so gut er konnte zu überreden, daß sie sich beruhigen möchte. Aber von Allem, was man vorbrachte, war ihr nichts wohlgefällig.

Unterdessen entstand nach der Ruchbarwerdung des Mordes von Rizzio ein Aufruhr im Schlosse unter den Freunden der Königin, die da glaubten, daß es ihnen allen an's Leben gehen sollte, und von denen zwei, Huntly und Bothwell, sich durch einen Sprung zum Fenster hinaus retteten. Lord Ruthwen eilte hinab, um die Leute zu beruhigen. Der König blieb noch bei der Königin, in Unterredung mit ihr begriffen, und sie lud ihn ein, die Nacht bei ihr zu bleiben, was er aber nicht annahm, indem er sich damit entschuldigte, daß er zu schläfrig sei. Von dieser Zeit an verwandelte sich die Abneigung der Königin in Haß und Groll gegen ihn. Sie wandte ihre Liebe und Gunst dem Bothwell zu, der den König nachher ermordete und dem Marie sich nach einigen Monaten vermählte.

Alle diese von jenem genannten Earl in seinem Briefe so lebendig erzählten Dinge, die aber von Anderen natürlich wieder anders berichtet werden, trugen sich an diesem Tische, zwischen diesen Gardinen, neben dieser Thür, auf diesem Teppiche zu, den wir betraten. Da aber bei der jetzigen geschmackvollen Unsolidität unserer Fabrikarbeiten auch selbst die Paläste sich im Inneren nicht mehr mit so dauerndem Ameublement versehen, so wird unsere jetzige Zeit für die nach 300 Jahren kommenden Geschichtsfreunde keine so interessant aufgeputzten Zimmer wohl konservirt zurücklassen.

(Forts. f.)

---

* Literatur-Bericht.

Evangelische Abwehr des Crefelder Angriffs auf den Katechismus über die Unterscheidungslehren der evangelisch-protestantischen und der römisch-katholischen Kirche, herausgegeben von der Kreissynode Duisburg. Bielefeld, Helmich. 1844. 5 Sgr.

Der bekannte Duisburger Katechismus über die Unterscheidungslehren der evangelischen und römisch-katholischen Kirche hat mancherlei Schriften gegen und für hervorgerufen. Eine von diesen ist die obige Abwehr. Der Verfasser gibt sich als einen in Kirchengeschichte und Dogmatik wohl bewanderten Theologen kund, und die Form, welche er gewählt hat, ist sehr geeignet, die Trugschlüsse der Crefelder in's Licht zu setzen. Er nimmt nämlich Frage für Frage des Crefelder Katechismus vor, theilt zuerst die Antwort desselben mit, so daß also derselbe in diese Broschüre ganz aufgenommen ist, und gibt dann in einer sogenannten Abwehr eine Widerlegung jener Antwort. Zur Probe theilen wir hier die 48. und 49. Frage, Antwort und Abwehr mit; es ist die Rede von der Unzulänglichkeit der Bibel und der Nothwendigkeit der kirchlichen Tradition.

A. Crefelder Katechismus, Frage 48: Ist es wahr, daß die heil. Schrift die ganze Offenbarungslehre enthält?

B. Cref. Antwort: Die Apostel sagen in ihren Schriften ausdrücklich, daß sie nicht Alles aufgeschrieben hätten. Johannes sagt am Schlusse seines Evangeliums (21, 28), daß es noch viel mehr gebe, was Jesus gethan habe, als das, welches er aufgeschrieben. Paulus schreibt 2. Thessal. 2, 14: „So bleibet denn standhaft und haltet die Ueberlieferungen fest, die euch von uns mündlich oder schriftlich mitgetheilt worden sind. Ferner wissen wir ja auch, daß einestheils die Apostel mehr mündlich als schriftlich, ja Manche von ihnen gar nicht schriftlich lehrten, daß anderntheils sie ihre Schriften nicht für solche abfaßten, welche das Christenthum erst kennen lernen sollten, sondern für solche, welche bereits Christen waren.

A. Cref. Kat., Frage 49: Ist es recht, zu sagen, daß die heil. Schrift Alles enthält, was zu unserer Seligkeit zu wissen nöthig ist?

B. Crefelder Antwort: Der Heiland sagte seinen Aposteln: „Gehet hin und lehret alle Völker und lehret sie Alles halten, was ich euch aufgetragen habe (Matth. 28, 19. 20)." Hier macht Christus keinen Unterschied zwischen dem, was zur Seligkeit nöthig, was nicht nöthig ist; er sagt: „Lehret sie Alles halten." Dann aber hat ja auch Niemand einen Maßstab, wonach er abmessen kann, was zur Seligkeit zu wissen nöthig, was nicht nöthig ist; weshalb eine solche Unterscheidung ein vermessentliches Urtheil in göttlichen Dingen genannt werden muß. Alles was Jesus uns vom Himmel brachte und geoffenbart hat, Alles was die Apostel mündlich oder schriftlich gelehrt haben, hat unsere Beseligung zum Zwecke.

C. Abwehr ad 48 und 49: 1) Wenn Jemand uns ein möglichst genaues und vollständiges Bild irgend einer Persönlichkeit entwerfen will, so braucht er nicht jedes Wort, was derselbe je gesprochen, und jede That, die er je gethan, aufzuzeichnen, das wäre eben so unmöglich, als unnütz, ja selbst für die klare Anschauung der Persönlichkeit schädlich. Dagegen hat er die heilige Verpflichtung, die um so heiliger, je bedeutungsvoller die Persönlichkeit ist, welche er uns beschreiben will, kein Wort, keine That und keine Begebenheit auszulassen, die nach seiner Auffassungsweise zum vollständigen Bilde der Persönlichkeit erforderlich ist. Es ist hier nicht der Ort nachzuweisen, wie die vier Evangelisten, jeder auf seine Art, ein Bild des Heilandes entwarfen, so daß aus allen Vieren die volle Anschauung des Heilandes hervorgeht. Das aber ist Gottlosigkeit, daran zu zweifeln, daß Männer, denen der Heiland so Alles war, die unter dem besonderen Beistande des heiligen Geistes geschrieben, um das Bild des Felsen aufzustellen, auf dem die Kirche ruht, Jesu Christi, daß die nicht Alles das sollten aufgezeichnet haben, was zur Vollständigkeit dieses Bildes gehörte. Die römische Kirche behauptet's, behauptet auch von den übrigen Schriften des neuen und des alten Testaments, daß sie nicht Alles enthalten, was zu unserer Seelen Seligkeit erforderlich ist. So klagt sie nicht allein die Evangelisten, Apostel, Mosen und die Propheten, wenn auch nicht der Unredlichkeit, doch des Unvermögens an; nein, sie versündigt sich gegen den heil. Geist selbst, indem sie behauptet, daß durch ihn etwas Unvoll-

kommenes und Verfehltes entstehen konnte. Denn unvollkommen und verfehlt waren Schriften, deren alleinige Tendenz es ist, von Christo in der mannigfachsten Weise zu zeugen und den Weg zur Seligkeit zu leiten, wenn noch etwas Anderes, wie z. B. die römische Tradition, hinzukommen müßte, diesen Zweck zu erfüllen. 2) Das Wort des Evangelisten Johannes (21, 25) ist nicht ein Zeugniß dafür, daß er in seinem Evangelium etwas ausgelassen, was ein nothwendiger Zug zu dem von ihm entworfenen Bilde des Herrn sein mußte, dann träfe ihn und den heil. Geist der so eben ausgesprochene Vorwurf, sondern ist nur ein Beweis für den Reichthum des Lebens unseres Herrn und Heilandes, das aus den vom Johannes und den übrigen Evangelisten und Aposteln vollendet geschilderten Blüthenästen noch manche gleichartige Blüthe getrieben hat. — 3) Es scheint, als wüßten die Herren Verfasser des Katechismus Nichts von alle dem, was der Herr zu den Jüngern, wie uns die Evangelisten berichten ꝛc. zu den Jüngern in Wort und That, geredet, Nichts von den Hinweisungen des Herrn auf die Zeugnisse des alten Bundes von ihm, Nichts davon, daß die Apostel in den Briefen auf die mannigfachste Weise die Befehle des Herrn ausgeführt haben u. s. w., da sie, wie es scheint, unter den Aufträgen (Matth. 28, 19—20) noch etwas ganz Absonderliches wollen verstanden wissen. Vielleicht hat Er ihnen, nach der Meinung der römischen Kirche, noch einige geheime Befehle gegeben, die vom Papstthum handelten, von der Rechtfertigung durch die Werke und nicht durch den Glauben allein; vielleicht hat er ihnen darin auch offenbart, daß seine Mutter Maria ohne Sünden empfangen sei, und daß es mit seinem Worte, Matth. 6, 7, nicht so viel auf sich habe, daß an dessen Stelle später das Geplapper des Rosenkranzbetens treten könne u. s. w. Freilich müßten wir dann unter vielem Anderen, absonderlich auch die Diskretion der Apostel und Derer bewundern, denen diese geheimen Befehle von diesen anvertraut wurden, da, wie früher nachgewiesen, die Kirche der ersten Jahrhunderte Nichts davon erfahren hat. — Brüder, öffnet doch die Augen der Wahrheit! — 4) Was soll die Stelle 2. Thessal. 2, 14 beweisen? Etwa, daß nicht Alles, was zur Seligkeit nothwendig ist, in der heiligen Schrift steht? Könnte doch höchstens beweisen, daß nicht Alles, was zur Seligkeit nothwendig ist, in diesem einen zweiten Briefe an die Thessalonicher enthalten ist. Hat denn das die evangelische Kirche je behauptet? Sie redet von der ganzen heiligen Schrift alten und neuen Testaments. Daß der Apostel außer dem, was er ihr geschrieben, noch Manches mit der Gemeinde mündlich bei seiner Anwesenheit daselbst geredet hat, ist klar; daß aber dies Alles nicht, wie so viele Lehren der römischen Tradition, im Widerspruche mit dem Worte Gottes gestanden, sondern Alles nur muß gezeugt haben von dem einen Grunde, den Jesus Christus gelegt hat, und der uns vollständig in der heiligen Schrift niedergelegt ist, ist eben so klar, daß wir diese einzelnen Worte der mündlichen Rede des Apostels nicht mehr wissen, verschlägt nach dem Obigen Nichts zur Sache, wissen wir doch, wovon sie in der Hauptsache gehandelt haben, nämlich von Christo Jesu. — 5) Der Vorwurf eines vermessentlichen Urtheils in göttlichen Dingen fällt nicht auf uns, sondern auf die römische Kirche, die sich anmaßt, bestimmen zu wollen, ob ein Menschenkind in ihrem Sinne heilig zu nennen ist oder nicht, die sich anmaßt, an dem Befehle des Herrn zu deuten und ihn nur halb d. h. im Grunde gar nicht zu erfüllen; ja, die sich freventlich vermißt, die Verlängerung oder Abkürzung der Sündenstrafen nach dem Tode bestimmen zu wollen und für Geld oder gute Werke den Ablaß dieser Strafen zu verkaufen u. s. w. Alles dem Worte Gottes schnurstracks entgegen! Die evangelische Kirche vermißt sich nicht, ab- oder zuzuthun, nicht Christo die Ehre zu rauben und sie einem sündigen Menschenkinde zu geben. Aber das verordnet sie nach dem ausdrücklichen Befehle des Herrn, Johannes 5, 39: „Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen, und sie ist es, die von mir zeuget!“ Sie verordnet einem jeden wahren Gliede am Leibe des Herrn, mit ernstem Gebet um die Erleuchtung des heil. Geistes in der heil. Schrift nach dem Heilande zu suchen, den zu finden im alten und neuen Bunde, das ist Noth zur Seligkeit. Das aber Alles zu verstehen, was in der heiligen Schrift von Dingen enthalten ist, die die Alterthumskunde, die Geographie, Naturkunde u. s. w. enthält, ist nicht unbedingt nothwendig zur Seligkeit. Es verschlägt z. B. Nichts zur Seligkeit, ob Jemand weiß, was unter dem Leviathan für ein Thier zu verstehen sei oder nicht. —

Der Verfasser dieser Abwehr, der unparteiisch die Lehren der Katholiken und der Romanisten aus einander hält, ist dem Vernehmen nach mit der Ausarbeitung eines Jesuiten-Katechismus beschäftigt, worauf wir im Voraus als auf ein zeitgemäßes Unternehmen aufmerksam machen. —118.

☼ Huber's Janus.

(In Jobstschen Reimen.)

Wir haben's in der Mythologie gelesen,
Daß vor alten Zeiten ein Gott ist gewesen
Mit zwei Gesichtern, davon das eine zurück,
Das and're nach vorwärts richtet den Blick.

Und nun werden wir es erleben,
Daß Herr Huber einen „Janus“ heraus wird geben;
Doch wir fürchten, daß dieses Gottes Blick
Auf beiden Gesichtern wird stehen zurück!

Mannigfaltiges.

*** In der M. Z. lesen wie Folgendes aus Berlin: Bekanntlich hat die geniale Frau Bettina von Arnim den schönen und rühmlichen Entschluß gefaßt, dem Armenwesen in Deutschland ihre besondere Aufmerksamkeit und Thätigkeit zu widmen. Die Ergebnisse ihrer ehrenvollen Thätigkeit in dieser Beziehung will Frau Bettina von Arnim zusammenfassen und in einem besonderen ausführlichen Werke der Oeffentlichkeit übergeben. Zur Förderung dieses Werkes der Menschenliebe sind wir nun ermächtigt, in diesen Blättern einen Aufruf an Alle, welche über den Zustand des Armenwesens in Gemeinden, Kreisen, Bezirken, Provinzen u. s. w. des gesammten Deutschen Vaterlandes genaue Auskunft zu geben vermögen, hiermit zu erlassen und dieselben zu ersuchen, der Frau Bettina von Arnim getreue Berichte darüber zukommen zu lassen. Besonders wünschenswerth würde es auch sein, wenn in diesen Berichten angeführt würde, was bis jetzt zur Abhelfung des Uebels in den einzelnen Gemeinden, Kreisen u. s. w. geschehen ist und welche Mittel sich wohl zur Verminderung der Noth als wirksam erweisen dürften. Deutschland wird auf diese Weise über ein Uebel in seinem Schooße volle Aufklärung erhalten, das bei stetem Zunehmen sich für die Zukunft immer drohender gestalten kann.

*** Die Dorfzeitung meldet aus Koburg: Hofadvokat Briegleb, gegen welchen wegen der über die koburger ständischen Angelegenheiten herausgegebenen Schrift in zwei Instanzen auf Kriminaluntersuchung erkannt worden war, ist durch ein Ober-Appellations-Gerichts-Erkenntniß von aller Untersuchung freigesprochen worden.

*** Die Stadtverordneten von Breslau haben 1500 Rthlr. für die Errichtung eines Turnplatzes bewilligt.

*** Der Unterstützungsverein für entlassene Sträflinge zu Wien soll sich einer außerordentlichen Theilnahme, namentlich unter den höheren Ständen, zu erfreuen haben. So ist die Kaiserin dem Vereine mit einem Beitrage von 1000 fl. beigetreten; auf der Subskriptionsliste sieht man viele Fürsten und Fürstinnen.

*** Nach dem Koblenzer Anzeiger ist von dem herzogl. nassauischen Amte zu Braubach dieser Tage ein Verbot eingetroffen, welches für die Zukunft die in den neueren Jahren wieder sehr in Aufnahme gekommenen Wallfahrten nach der Kirche zu Bornhofen gänzlich untersagt.

*** Seit dem untersagten National-Konzert, welches vor einigen Monaten der Komiker Schneider zu Berlin, zum Besten eines Wohlthätigkeitsfonds für arme Schauspieler veranstalten wollte, müssen jetzt alle Arientexte und Abhandlungen, die in öffentlichen Konzerten vorgetragen werden sollen, zuvor den Zensoren zur Begutachtung vorgelegt werden. Nach deren Genehmigung erfolgt dann erst die polizeiliche Erlaubniß zu dergleichen öffentlichen Unterhaltungen. (F. O.-P.-A.-Z.)

*** Die Eisenbahn von Hannover bis Braunschweig sollte am 19. Mai eröffnet werden. Die Strecke von Hannover bis Braunschweig wird in zwei Stunden zurückgelegt. (F. O. P. A. Z.)

*** Die öffentliche Meinung, welche neuerdings bei Gelegenheit der Göler'schen Affaire so entschieden sich gegen das Duell-Unwesen erklärt hat, muß durch einen am 20. April in Saarlouis stattgehabten Vorfall sich zu sehr verletzt fühlen, als daß man nicht weitere Aufklärungen darüber wünschen sollte. Es haben nämlich 2 Offiziere in Gegenwart des Ehrengerichts auf der Reitbahn, deren Fenster mit zahlreichen Zuschauergruppen besetzt waren, mit Säbeln sich duellirt. Wie stark die Verwundung gewesen sei, welche der eine davontrug, thut nichts zur Sache. Bemerkenswerth aber ist die Oeffentlichkeit, welche man diesem Schauspiele gab, und welche nur aus vorhergegangener Zusage völliger Straflosigkeit von Seiten der Vorgesetzten zu erklären ist. Entweder ist das Duell eine strafbare Handlung, und dann sollen solche Balgereien, wenn sie wirklich unumgänglich sind, wenigstens seitab von der Heerstraße des gesitteten Zusammenlebens abgemacht werden; oder das Duell ist vernünftig, so müssen die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen und die bisher eingehaltene Strafpraxis öffentlich aufgehoben werden. Jedenfalls tritt die Obrigkeit in eine moralisch zweideutige Stellung, wenn sie ein Institut, welches durchaus nicht in unsere allgemeinen geselligen Zustände hineinpaßt, unter ihren eigenen Augen seine Opfer suchen läßt.

*** Berlin. Bei Gelegenheit des kürzlich erfolgten Todes des Generals Borstell erzählte ein hoher Offizier in Beziehung auf die Kavalleriemanöver folgenden Vorfall. Der jetzt verstorbene General der Kavallerie war zu der Zeit, als er kommandirender General in Königsberg war, nach Berlin berufen, um hier das Kommando über ein kombinirtes Kavalleriekorps behufs der Ausführung einiger Manöver zu führen. Bei einem derselben geriethen selbst der waffenkundige, auf den Schlachtfeldern, wie auf dem Exerzierplatze gleich erfahrne Mann in einen Irrthum, der Unordnungen zu Wege brachte, die der anwesende hochselige König sogleich bemerkte. Damals noch in aller Rüstigkeit, sprengte der Monarch an den General heran, und in der gewohnten eifrigen und kurzen Weise hörte man ihn die Worte ausstoßen: „Dazu hätten nicht brauchen so weit herkommen!“ — Einige Jahre später ließ dieser vortreffliche Herr nach Seiner eigenen Disposition und gewissermaßen unter Seinem Befehl beim Herbstmanöver die Kavallerie exerzieren, und als man auf denselben Punkt kam, wo die Unordnungen damals unter dem Befehl des Generals Borstell vorgekommen, geriethen zwei Regimenter so unter einander, daß ähnliche verdrießliche Vorfälle das ganze Manöver unterbrachen. Da ritt der König an den in einiger Entfernung haltenden, als Zuschauer anwesenden General Borstell heran und sagte ganz freundlich zu demselben: „Haben lange auf Satisfaktion warten müssen, nun haben Sie sie!“ (F. O.-P.-A.-Z.)

*** Die Schwedischen Zeitungen erzählen eine schauerliche Geschichte, die wir mit Grauen gelesen haben. Eine Frau fuhr an einem Wintertage in einem Wagen, der mit einem Pferde bespannt war, nach einem entlegenen Dorfe. Sie hatte ihre drei Kinder bei sich, eines von sechs, eines von drei und eines von anderthalb Jahren. Der Schnee lag hoch, und bald ließ sich das Geschrei einer Wölfin hören. Dieses Geheul kam näher und näher; die Frau erkannte bald, daß sie von einem halben Dutzend hungriger Wölfe gierig verfolgt wurde. Das Pferd brauchte sie nicht anzutreiben zur Eile, denn es hatte die Größe der Gefahr recht wohl bemerkt; es lief nicht mehr, es flog und erlangte einen weiten Vorsprung vor den Wölfen. Aber wird es denselben immer behaupten können? Daran ließ sich allerdings zweifeln, denn bald kamen die gierigen Bestien wieder näher; die Gefahr erreichte die höchste Stufe. Die unglückliche Mutter verfiel der Verzweiflung, denn nur aus Verzweiflung konnte sie thun, was sie that. Als die Wölfe sich auf den Schlitten stürzen wollten, ergriff sie im Wahnsinn eines ihrer Kinder und warf es aus dem Schlitten hinaus den Wölfen zu. Diese blieben zurück, verzehrten die Beute, die ihnen geboten, und kämpften um die blutigen Ueberreste; aber bald suchen sie, gieriger noch als zuvor, die Spur des Schlittens wieder auf, jagen ihm nach, und die Mutter mit ihren noch übrigen beiden Kindern hörte das Geheul von Neuem, das ihnen den Tod verkündigte. Das schreckliche Opfer wurde zum zweiten Male, dann zum dritten Male gebracht, und die Frau erreichte so, um den Preis des Lebens ihrer Kinder, wohlbehalten das Dorf. An den ersten Häusern desselben blieben die Wölfe zurück. Die Unglückliche befand sich aber in einem Zustande, den man sich nicht vorstellen, noch weniger beschreiben kann, und versuchte in dem Dorfe zu erzählen, was geschehen war; die Leute aber, die sich erst mitleidig um sie gedrängt hatten, wichen mit Grauen und Abscheu von ihr zurück, und ein Bauer, der einen starken eisernen Stab in der Hand hielt, sprach mit lauter, fester Stimme: „Die Mutter, welche ihr Kinder hingibt, um sich selbst zu retten, verdient nicht mehr zu leben,“ und er schlug die Unglückliche mit dem Eisenstabe auf den Kopf. Sie stürzte lautlos zu Boden und regte sich nicht; sie war todt. Der Mörder, der nicht zu entfliehen versuchte, wurde verhaftet. „Ich habe gethan, was recht war,“ behauptete er fortwährend: „Gott verzeihe ihr.“ Er wurde zum Tode verurtheilt. Der König begnadigte ihn aber.

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerkten Preise vorräthig in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden, bei Wilh. Empting in Bochum und in der Wilh. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

(297.) (In der Ernst'schen Buchhandlung zu Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:)

(Für das bürgerliche Leben ist als sehr brauchbar zu empfehlen:)

Die neunte! verbesserte Auflage von

W. G. Campe,

Gemeinnütziger Briefsteller

für alle Fälle des menschlichen Lebens,

mit Angabe der Titulaturen für alle Stände.

265 Seiten. Preis 15 Sgr. oder 54 Xr.

Dieser Briefsteller enthält: 160 für das praktische Leben berechnete Briefmuster von allen Gattungen, — wie auch 72 Formulare zu Kauf-, Mieth-, Pacht- und Lehr-Kontrakten, — Erbverträgen, — Testamenten, — Schuldverschreibungen, — Quittungen, — Vollmachten, — Anweisungen, — Wechseln und Attesten für die bürgerlichen Verhältnisse.

(298.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist so eben erschienen und in den Gesammt-Buchhandel versandt worden:

Die

Letzten Hermesianer.

Ein Beitrag

zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

Hermann Joseph Stupp,

Königlich Preußischem Justizrathe und Advokat-Anwalte beim Rheinischen Appellationsgerichtshofe zu Köln.

8. 150 Seiten auf Velindruckmaschienenpapier. Geh.

15 Sgr. = 54 Xr.

Allen, die über die Hermesische Frage, die in fast sämmtlichen kirchlichen und politischen Blättern Deutschlands widerhallt, ein selbständiges Urtheil sich bilden wollen, können wir diese höchst wichtige Schrift, welche sehr ruhig und klar geschrieben ist, und auf thatsächlicher und aktenmäßiger Darstellung beruht, bestens empfehlen. Besonderes Interesse wird dieselbe in der Rheinprovinz erregen, weil die darin behandelte Frage für die Geltung des französischen Rechtes und die Lehr- und Gewissens-Freiheit am Rheine von der größten Bedeutung ist. Der Preis ist sehr billig gestellt.

In derselben Verlagsbuchhandlung ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Ueber das sogenannte Germanische und das sogenannte Christliche

Staatsprinzip.

(299.) Mit besonderer Beziehung auf

Maurenbrecher, Stahl und Matthäi.

Von F. W. Carové,

Dr. der Philosophie und Lizenziat der Rechte.

XXXII und 452 S. Preis fl. 4. 12 kr. = Thlr. 2⅓.

Dem auch in Deutschland erwachten Streben nach vernunft- und sachgemäßer Fortentwickelung des Staats- und Natidnal-Lebens hat sich in den letzten drei Dezennien eine Partei entgegengestellt, welche ihren Widerstand zu rechtfertigen versucht durch Berufung auf das sogenannte historische Prinzip, welches jedoch nur darin besteht, daß willkürlich abstrahirte frühere Gestaltungen des germanischen Rechtslebens und Auffassungen des Christenthums auch jetzt und für die Folgezeit noch normatives Ansehen behaupten sollen. In der vorliegenden Schrift sind die hauptsächlichsten Prätensionen dieser Partei sowohl vom historischen, als vom vernunftrechtlichen Standpunkte aus auf gemeinverständliche Weise beleuchtet, und wer nur irgendwie Antheil nimmt an der Erörterung und Lösung der eigentlichen Lebensfrage der Gegenwart, wird die hohe Bedeutsamkeit dieser Schrift nicht verkennen. Seinen Beruf zur Abfassung derselben hat der Hr. Verf. bereits hinlänglich durch seine früheren schriftstellerischen Arbeiten bewährt, unter denen wir nur zu erinnern brauchen an dessen Schriften „Ueber alleinseligmachende Kirche", u. „Ueber kirchliches Christenthum" ꝛc., so wie an den „Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution", und die vor 2 Jahren erschienene „Genesis der Julirevolution".

(300.) So eben sind in der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Stimmen des Heils,

in einer

Auswahl von Predigten

nach

der Ordnung des Kirchenjahres,

gehalten

am theol. Seminar in der Stadtkirche zu Herborn.

Von G. K. Uinck.

Professor der Theologie und Pfarrer zu Bergebersbach.

gr. 8. 37¼ Bogen, enthaltend einen ganzen Jahrgang mit allen Sonntags- und Festpredigten, darum auch besonders zum Hausandachtsbuch geeignet. Der Geist dieser Predigtsammlung ist der des Evangeliums. Grundlegung auf den einigen Grund, den Niemand anders legen kann, welcher ist Christus, der Herr, und sein unverfälschtes Wort, ist ihr unveränderlich und aus heiligster Ueberzeugung befolgter Grundsatz.

Ladenpreis Rthlr. 2⅓ = fl. 4. 12 Xr.

Das 18 Bände starke

Volks-Conversations-Lexikon

(Elegant broschirt. Stuttgart 1844.)

ist in der unterzeichneten Buchhandlung für den Preis von

nur 7 fl. 12 kr. od. 4½ Thlr.

zu haben. Inhalt und Ausstattung praktisch, gediegen!

(301.) **Friedrich'sche Buchhandlung** in Siegen und Wiesbaden.

(302.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der

Freiherr von Feldau,

oder

die Wahrheit der evangelischen Kirche.

Vertheidigt

gegen die Schrift des Decans Götz:

Der Freiherr von Wiesau,

oder

die gemischte Ehe.

8. Geheftet. 20 Sgr. — fl. 1. 12 Xr.

Bekanntmachungen und Anzeigen.

Bekanntmachung. (303.)

Zur Fortsetzung der im Juli vorigen Jahres in Bau genommenen Lenne-Sieg-Straße von Grevenbrück über Altenhundem bis Crombach, sollen auf deren letzten Abtheilung von Altenhundem bis Crombach zur Länge von 2¾ Meilen folgende Arbeiten und Lieferungen am 10. Juli dieses Jahres in Welschenennest öffentlich an den Wenigstfordernden verdungen werden:

1)	Die Planirung des Straßenkörpers in 30 verschiedenen Abtheilungen von 125 bis 260 laufende Ruthen Länge, veranschlagt zu	23,308 Rth. 15 Sgr 10 ₰
2)	Der Bau von 71 Stück gedeckelten Durchlässen zu	1825 „ 29 „ 9 „
3)	Desgleichen von 6 kleineren Brücken zu 3— 16 Fuß lichter Weite	1610 „ 19 „ 2 „
4)	Desgl. von 2 Brücken, jede zu 3 Bogen, à 22 Fuß lichter Weite	3815 „ 17 „ 10 „
5)	Die Gewinnung und Anfuhr des Befestigungs-Materials zur Steinbahn, bestehend aus 5609 Schachtruthen Bruchsteine und 549 Schachtruthen Bindungs-Material, und veranschlagt zu . . .	11,578 „ 27 „ 2 „
6)	Die Ausführung der Steinbahn selbst . .	12,067 „ 11 „ 6 „
	In Summa . .	54,207 Rth. 1 Sgr 3 ₰

Qualifizirte und kautionsfähige Unternehmer werden zu diesem Verdinge mit dem Bemerken eingeladen, daß an dem genannten Tage,

am 10. Juni d. J. Morgens 8 Uhr,

von den beiden Endpunkten dieser Straßen-Abtheilung, nämlich von Altenhundem und Crombach ab in der Richtung nach Welschenennest hin, die einzelnen Verdingsstrecken, Steinbrüche ꝛc. an Ort und Stelle angezeigt werden, auch können die Kosten-Anschläge und Verdings-Bedingungen schon vorher bei dem Bau-Kondukteur Scheerbarth in Altenhundem eingesehen werden, der dabei auf Verlangen jede Auskunft zur Stelle geben wird.

Der Verding selbst, worüber unter Umständen der Zuschlag sofort ertheilt wird, nimmt um 10 Uhr Morgens zu Welschenennest seinen Anfang.

Meschede, den 2. Mai 1844.

Boese,

Landrath.

Extrait de Circassie.

von DIMENSON & Co. in Paris. (304.)

Ein vorzügliches und vielfach erprobtes Schönheitsmittel, um die Haut von allen Flecken zu reinigen, und derselben nach nur kurzem Gebrauch ein zartes Weiss, die schönste Frische, Glanz und Weichheit auf lange Dauer zu geben.

Dasselbe ist in grossen, weissen Flacons mit Gebrauchsanweisung à ½ Thaler allein zu haben in der Expedition dieses Blattes.

Aromatisches Zahnpulver,

(305.) ***Die Schachtel à 3/8 Rthlr.***

Allein zu haben in der Expedition dieses Blattes.

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Buchdruckerei in Siegen. — Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Friedrich.